Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 16 **Bremen-Berlin, den 16. April** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Gott ein konstitutioneller Herrscher. Von Kiefer. — Laien-Wünsche für die evangelische Predigt der Gegenwart. I. Von G. Freybe. — Theater und Kirche, ihr geschichtliches Verhältnis. I. — Schlimme Sachen. Von D. D. — Eine Reise nach Spanien. II. Von K. Rörig. — Vom Büchertisch.

Gott ein konstitutioneller Herrscher.

Lukas 22, 29. Ich will euch das Reich bescheiden, wie mir's mein Vater beschieden hat.

Früher faßte man das Reich Gottes als autokratisches Regiment auf: Gott war Selbstherrscher. Er leitete alles und jedes bis ins Kleinste nach seinem Wohlgefallen; und alles, was geschah, wurde auch gläubig auf ihn bezogen. Es ist ein Wechsel im Glauben an Gottes Weltregierung eingetreten, den ein so findiger Kopf wie Dr. Lepsius gemerkt hat. In seinem „Reich Christi", VI, Nr. 7/8, S. 341, spricht er: Wie in dem Verfassungsleben der Völker die absoluten Monarchien in Mißkredit gekommen sind, so hat sich, dem Geiste des Zeitalters nachgebend, auch die christliche Gotteslehre entschlossen, auf ihre königlichen Rechte Verzicht zu leisten und sie den Händen eines konstitutionellen Regimes anzuvertrauen, das nun durch den Parlamentarismus einer Gelehrten-Republik dem Zeitalter seine Gesetze gibt. So ungefähr ist es in der Tat. Wir wissen jetzt, daß Gott ein konstitutioneller Herrscher ist, der in die Selbstverwaltung nicht eingreift, der die Verfassung beschworen hat, der die Gesetze beachtet, die er selbst gegeben. Nur einige Prärogative hat er sich vorbehalten, vor allem das Begnadigungsrecht, das uns Mut macht zu der Bitte des Zöllners: Gott sei mir Sünder gnädig! Sodann die Minister-Ernennung. Ja, er wählt sich seine Minister, d. h. auf deutsch: Diener; zu ihnen spricht er: Ich will euch das Reich bescheiden. Das sind die großen Männer und Helden der Weltgeschichte, die herrlichen Persönlichkeiten, in deren Berufungsschreiben die Verheißung steht: Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein. Diese Räte und Diener unseres Herrn und Königs sind ihm und dem Volke verantwortlich: Tue Rechnung von deinem Haushalten! Aber freilich, Gott findet nicht immer tüchtige Werkzeuge zu Gesandten und Botschaftern. Darum erweckt er aus eigener Machtvollkommenheit, wenn die Zeit erfüllet ist, einen Großen im Reiche Gottes, mächtig an Taten und Worten, der Gottes Statthalter und des Volkes Landpfleger wird, mit dem Auftrag: Pflege sein! Wir können demnach weiter nichts tun, als uns für Gottes Zwecke geschickt und brauchbar zu machen, ob er uns etwa im Dienste seines Reiches verwenden kann. In den Tiefen und auf den Höhen unseres Daseins dürfen wir auch eine Audienz nachsuchen; allein, nur nicht plump vertraulich oder zudringlich werden, sondern im Geiste der reformierten Kirche vor der Majestät unseres Gottes und Herrn Scheu und Ehrfurcht haben: Ich habe mich unterwunden mit dem Herrn zu reden, wiewohl ich Erde und Asche bin. Wie kann sich auch ein König heute, etwa wie noch Friedrich Wilhelm I., um jede Kleinigkeit in unserem Leben bekümmern! Dafür haben wir die freie Verfügung und das Selbstbestimmungsrecht über unsere Person. Das Wort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! ist gar nicht so gotteslästerlich, wie es klingt: es kommt der Wahrheit sehr nahe.

Auch ein Kriegsgott ist er noch immer, er, der Herr der streitenden Kirche. Er freut sich, wenn wir den Kleinkrieg gegen die Sünde jeden Morgen von neuem aufnehmen, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten. So möchte jede Gemeinde ein Kriegerverein sein.

Eine Staatsreligion gibt es im Reiche Gottes nicht. Es herrscht Religionsfreiheit, das ist aber keine Freiheit von der Religion. Es gilt noch immer das fromme, freie Wort des Dichters: Was fragt ihr viel nach meinem Glauben? Ich glaube, daß mich Jesus liebt. Liebe und Hoffnung bilden mit dem Glauben unsere Dreieinigkeit. So sollen wir in seinem Reiche unter ihm leben und ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit.

Kiefer.

Laien-Wünsche für die evangelische Predigt der Gegenwart.

I.

Auf die Anfrage der Redaktion im „Protestantenblatt" 1903, Nr. 12, Seite 96, nach Stimmen aus der Gemeinde über die Frage: „Wie wünschen Sie sich die evangelische Predigt der Gegenwart?" sind verschiedene kürzere und längere Einsendungen erfolgt, aus denen das Wichtigste hier zusammengestellt werden soll, lediglich in referierender, nicht in kritisierender Weise, da hier wir Theologen lernen sollen.

Die Predigt „soll vor allem unverhohlen die persönliche Stellung des Predigers zum Evangelium Christi wiedergeben. Wir wollen Wahrheit" schreibt W. B. in Berlin SW. Dieselbe Anforderung stellen alle an den Prediger, er soll „ganz nach seiner innersten Überzeugung sprechen. Um Gotteswillen kein unklares Drumherum und Drüberhin! Lieber will ich eine stockorthodoxe Predigt hören, wenn ich nur heraushöre, daß der Pfarrer es gut meint und selbst fest überzeugt ist von dem, was er sagt, als solch ein Drehen und Wenden, solch verschwommene Rederei, mit welcher manche liberale Theologen meinen es den Altgläubigen und den Freigerichteten recht machen zu können", erklärt E. R.

und wendet sich scharf gegen Sulzes Rat an die Pfarrer, ihren liberalen Standpunkt zu verhüllen; „sie sollen nicht Orthodoxie, nicht Liberalismus, sondern die Religion Jesu predigen. Das ist, als ob er (Sulze) sagte: „Reicht den Durstigen den Labetrunk, aber nicht in Krügen und nicht in anderen Gefäßen!“ Da geht der Labetrunk verloren, und weder der Durst derer, die gern aus Krügen, noch derer, die lieber aus Gläsern trinken, wird gelöscht.“ (E. R.) Mit großer Entschiedenheit fordert dasselbe F. H. in Bremen mit Begründung aus dem Vertrauensverhältnis zwischen Pfarrer und Gemeinde: „Wie von jedem Manne wird man auch von einem liberalen Geistlichen in erster Linie verlangen, daß er eine charaktervolle Persönlichkeit sei. Er soll seinen freien, religiösen Standpunkt tapfer verfechten, weder nach rechts noch nach links schielen, ob er auch niemanden verletzt, sich nicht von Opportunitätsrücksichten leiten lassen, sondern offen Farbe bekennen und die Gemeinde ehrlich darüber aufklären, was er als Wahrheit gefunden hat.“ Es „muß dem Geistlichen das Recht zustehen, die Resultate seiner Studien, soweit sie dem Verständnisse seiner Zuhörer begreiflich sind und mit der Religion in Beziehung stehen, vorzutragen, selbst wenn einzelne Gemeindeglieder daran Anstoß nehmen. Ein ganzer Mann, der ein freies Wort nicht scheut, gilt mehr als ein schwankender Charakter, der um Gunst nach oben oder nach unten buhlt. Denn das Verhältnis zwischen Gemeinde und Prediger ist auf Vertrauen gegründet, dieses schwindet aber, sobald Offenheit und Wahrheit bei einem von beiden nicht mehr das Panier bleibt. Selbstverständlich wollen wir nicht den Geistlichen das Wort reden, welche glauben, ein neues Evangelium entdeckt zu haben und diejenigen rückständig schelten, welche bei dem tollen Tanze nicht mitmachen. Bei aller Entschiedenheit setzen wir bei jedem Geistlichen so viel Taktgefühl voraus, daß er gewissenhaft unterscheidet zwischen dem, was ein wissenschaftlich gebildeter Mann verdauen kann und dem, was zur Erbauung einer aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Gemeinde dient. Ein Geistlicher muß Maß halten und auf der Kanzel nicht Dinge behandeln, welche noch nicht spruchreif sind und die Gemüter verwirren. Was der Geistliche der Gemeinde bietet, muß reiflich auf seinen Wahrheitsbestand geprüft worden sein und in den Rahmen einer christlichen Weltanschauung passen. Wenn er fühlt, diesen Bedingungen nicht genügen zu können, dann darf er sich nicht mehr als Diener der Gemeinde betrachten, die ihm bei der Wahl volles Vertrauen geschenkt hat.“ (F. H.) So gewiß „unter protestantischer Freiheit noch das Recht freier Meinungsäußerung mit inbegriffen ist“ (E. R.), so muß es der Prediger an Achtung vor der Überzeugung der Altgläubigen nicht fehlen lassen; daß aber „zarte Schonung fremder Überzeugung mit voller Aufrichtigkeit verbunden werden kann“, hat — nach E. R. — Weingart in seinen „Predigten in Auswahl“ „in mustergültiger Weise gezeigt.“ Dabei soll und muß der Pfarrer ebenso offen wie in Vorträgen auch auf der Kanzel sein, sonst wird er die Entfremdeten, welche er „in Vorträgen durch die klare, deutliche Aussprache seiner Überzeugung zurückerobert hat“, wieder in der Kirche abstoßen; „ihr kaum gefaßtes Vertrauen in seine Wahrhaftigkeit geht dann wieder verloren, sehr leicht sogar mit der Achtung, da ihnen die tieferen Beweggründe wie Friedensliebe, Rücksicht auf die Schwachen usw. verborgen sind. Erst wenn das Herz fest geworden, wenn man wieder heimisch ist in seiner Kirche, kann man aus jeder Predigt, sei sie orthodox, liberal, klar oder verschwommen, inneren Gewinn mit heimnehmen. Die Entfremdeten aber und die noch Schwankenden brauchen klare „Standpunktpredigten“; das weiß ich, weil ich früher selbst zu ihnen gehörte“ — schreibt E. R. Nächst der Wahrhaftigkeit, Klarheit und Entschiedenheit hinsichtlich des theologischen Standpunktes wird solche hinsichtlich des religiösen Erlebens und der dargestellten Frömmigkeit gefordert. Unter der Devise: „Nichts über die Wahrheit!“ stellt jemand (im folgenden mit A. bezeichnt, weil er seine Forderungen auf dem vorjährigen Amsterdamer unitarischen Religionskongresse näher darlegen wollte) den auch schon den Inhalt der Predigt und ihre Beziehung zum Bibeltext umfassenden „Grundsatz“ auf:

„Der Prediger soll nur von solchen Heilswahrheiten zur Gemeinde reden, von denen er in Wirklichkeit „etwas versteht“, d. h. von denen er selbst etwas erlebt, an sich, bezw. in sich erfahren hat. Der Prediger muß den Mut haben, zur Gemeinde ehrlich zu sein; d. h. er muß den Mut haben, unter Umständen bekennen zu können, dies oder das habe ich noch nicht erlebt. Und er wird den Mut dazu finden, wenn die Gemeinde einsichtig genug ist, ihren Prediger nicht als einen Ausbund von Heiligkeit und Unfehlbarkeit zu betrachten, sondern als einen Menschen, der der Liebe, Langmut, Gnade und Kraft Gottes genau so bedürftig ist, wie jedes andere Gemeindeglied auch. Voraussetzung dazu erscheint mir die größere Ausbildung der Gemeinde zur Personalgemeinde. Dieses ehrliche gegenseitige Bekennen der religiösen Unzulänglichkeit wird Prediger und Gemeinde erst recht in das eigene Erleben Gottes hineintreiben. Die Predigt hat aber insofern noch eine gründliche Neugestaltung zu erfahren, als damit aufgehört werden muß, nur allein (wie bisher) über das zu reden, was **Andere** in „heiligen Schriften“ als ihren Glauben und ihr Glaubensbekenntnis niedergelegt haben. Unsere gegenwärtige Predigtmethode krankt daran, daß sie mehr ein Reden und Auslegen über, bezw. von Gedanken und Worten (Glaubenslehrsätzen) längst verstorbener Menschen und Geschlechter ist. Gewiß blicken wir ehrerbietig auf die Glaubenserkenntnisse und Glaubensinnigkeit der vor uns gewesenen Menschen und achten ihre in „heiligen“ Schriften niedergelegten Gedanken über Gott und den göttlichen Heilsratschluß, — aber der Wahn, daß wir Menschen der Moderne uns ihnen zu beugen hätten als unfehlbaren Aussprüchen göttlich inspirierter Personen und daß wir keine eigenen Gedanken haben dürften, — nicht religiös original sein dürften, sobald Gefahr besteht, mit den Gedanken in „heiligen“ Schriften zu kollidieren — — dieser Wahn muß beseitigt werden. Die bisherige, traditionell gewordene Methode der Predigt birgt eine schwere Gefahr für den Prediger selbst in sich: sie läßt unter gegebenen Verhältnissen den Prediger als „begabt“ erscheinen und vermittelt ihm eventuell Bewunderung und Anhang (die bisherige „Personalgemeinde“), der in Rhetorik und Exegese eine gewisse Kunstfertigkeit („berühmter Kanzelredner!“) besitzt. Diese Gaben machen den Prediger vollständig unabhängig von der prinzipiellen Notwendigkeit des eigenen Gotterlebens. Zu Hülfe kommt ihm ohnedies noch eine umfassende exegetische und homiletische Literatur, aus welcher er sich nach Bedürfnis die nötigen Gedanken „zusammenklauben“ kann, um seine Predigt psychologisch zu „vertiefen“. Der Prediger soll sich und die Gemeinde dahin erziehen, daß beide Teile fähig werden, durch eigenes Erleben mindestens zu gleichen inneren Gotteserfahrungen zu gelangen, wie die Apostel und Jesu, dann kommen die rechten Gedanken darüber und noch mehr: die rechten Worte ohne jede theologische Gelehrsamkeit als eine lebendige Kraft aus dem Herzen des Predigers. Also: wir sollen die Predigt nicht ausfüllen mit der (mehr oder minder geschickten) Auslegung fremder Gedanken und Erlebnisse, sondern sollen sie umgestalten (die Predigt) zu einem Erzählen eigener Gotteserlebnisse und Kämpfe aus den verschiedenen Wechselfällen unseres Lebens „von Kindesbeinen an“. Da kann es freilich vorkommen, daß Prediger, die mit einer vorzüglichen Note die Universität verließen, recht herzlich wenig „Eigenes“ besitzen und viel weniger wirkliches Gotterleben haben, als mancher Schuster und manche Wartefrau. Demnach wäre der Schuster würdiger die Kanzel zu besteigen als der Gottes-„gelehrte“. Schließlich werden wir durch das eigene Gotterleben wohl auf dieselben Erfahrungen unseres Herzens und unserer Seele hinauskommen, die heilige Menschen in längst vergangenen Tagen vor uns erhalten haben, aber wir haben doch dann Eigenes, nicht Erborgtes und Angelerntes, und befreien uns damit zugleich von dem Zwange, uns als Menschen der Moderne an die Erkenntnisse

und sprachlichen Darstellungsformen unserer Glaubensvorgänger halten zu müssen. Wir werden vielmehr unser eigenes Erleben in die uns eigentümliche Darstellungsweise bei unserem Predigen kleiden, wobei uns dann die volle Freiheit des prüfenden Vergleichs mit den Gedanken früherer Zeiten und Menschen bleibt. Um aber ein eigenes Gotterleben haben zu können, ist es notwendig, in Jesu Fußstapfen zu treten mit der Devise: Durch! Kein charakterloses Kompromißchristentum, dem das „Durch" fremd ist und das nur so weit stand hält, als es dem „alten Adam" nicht weh tut! Fängt doch das Gotterleben erst recht da an, wo „die Not am größten"." (A.)

Wenn es Aufgabe der Predigt ist (nach E. R.), „der Religion die Gebildeten unter ihren Verächtern zurückzugewinnen", so muß sie mit unserem Weltbild in Einklang stehen; „sie soll darlegen, ob und in wiefern die Liebeslehre Christi mit der auf den modernen Wissenschaften sich aufbauenden Weltanschauung in Einklang steht. Christi Liebesgebot — ein Naturgebot." (W. B. in B.) Darum ist nach F. H. gründliche Vorbereitung und logischer Aufbau für sie durchaus notwendig: „Es ist jedem Prediger das Vertrauen in seine Kraft und seine Fähigkeiten wohl zu wünschen, doch darf er sich nicht dadurch verleiten lassen, die sorgfältige Vorbereitung zu vernachlässigen. Wenn der Prediger ohne vorhergehende Sichtung des Stoffes, ohne Gruppierung der Gedanken, ohne gründliches Studium des Textes auf die Kanzel steigt, sich also nur von seinen momentanen Eingebungen leiten läßt, so entschwindet ihm die Frische und Freudigkeit, welche das Gefühl treuer Pflichterfüllung mit sich bringt, und die urteilsfähigen Zuhörer bleiben seinen Predigten fern. Eine gebildete Gemeinde verlangt einen tüchtigen Redner, welcher durch künstlerischen Vortrag neue Gedanken anregt. Eine gute Predigt ist ein geistiger Genuß, und viele Kirchen sind deshalb leer, weil die Prediger diesen nicht bieten. Der Kanzelvortrag ist wohl der schwierigste, der sich denken läßt. Er soll eine Gemeinde befriedigen, deren Mitglieder auf einer ganz verschiedenartigen Bildungsstufe stehen. Wenn es dem Geistlichen gelingt, einem zahlreichen, bunt zusammengesetzten Zuhörerkreise bis zum Schlusse so viel Interesse abzugewinnen, daß die Hauptgedanken festgehalten sind, dann hat er eine gute Leistung vollbracht. Dieses Festhalten der Aufmerksamkeit, die kein Abschweifen zuläßt, wird weder durch geistreiche Wendungen, noch durch kraftvolle Brusttöne erreicht, sondern allein durch Vertiefung in den Ideenkreis des Themas, durch Beleuchtung der religiösen Wahrheiten unter verschiedenen Gesichtspunkten und durch streng logische Gliederung. Daß innerhalb dieser gezogenen Grenzen auch Redeblumen, geistreiche Einfälle und humoristische Wendungen zulässig sind, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Hauptsache aber bleibt ein logischer Aufbau einer zur Sache gehörenden Gedankenreihe, die vor dem geistigen Auge der Gemeinde in klarer, schlichter Form aufgerollt wird."

Die Predigt soll aber doch kein bloßer Lehrvortrag sein, soll nicht Geschichts- oder Naturwissenschaft, dogmatische Fragen, Theologie und Religionsphilosophie geben, sondern sie soll stets eine praktische Spitze haben und der Erbauung dienen (F. H.). A. verlangt zu dem Zwecke eine gründliche Veränderung des gesamten Gottesdienstes und will darin auch die Laien zur Aussprache kommen lassen; was er davon als Zweck und Wirkung erhofft, ist auch für die Predigt zu wünschen, sie soll wirken: „ein gegenseitiges Sich-Erfassen mit Herz und Händen, ein gegenseitiges Lernen und Lehren, wo alles auf den Glauben (d. i. das Leben in Gott, das kindlich-willige Eingehen in den Lebenswillen Gottes, durch Jesus uns am herrlichsten offenbart), auf das Hoffen (d. i. die Sehnsucht nach Gottesleben) und die Liebe (als den Beweis des Glaubens) gestimmt ist. Und daß sich dieses gegenseitige Lernen und Lehren nicht auf dogmatische Fragen, sondern einzig und allein auf praktisches Christentum zu erstrecken hat, das ist selbstverständlich. Denn z. B. die Frage nach dem Verhältnis der drei Personen in der Gottheit zu einander ist im besten Falle eine theologisch-spekulative, die sich unsererseits praktisch gar nicht leben läßt, und so verhält es sich mit vielen anderen auch."

Wie die Predigt, um erbaulich zu wirken, von „Gepolter" (E. R.), allen „Banalitäten" (O. H. in H.) und Taktlosigkeiten sich freihalten soll, so verträgt sich mit dem tiefen sittlichen Ernst, den sie auch in der Form tragen und wirken soll, nicht irgend welche ungerechte oder gehässige Polemik, bei der zudem auch leicht die Allgemeinverständlichkeit leidet und der Prediger sich „in Einzelheiten verlieren" wird, statt sich „mehr an die großen allgemeinen Züge zu halten" (O. H. in H.). Gerade für die Liberalen muß Toleranz erste Pflicht sein, so kommt man eher und sicherer zum Ziele, das betont nachdrücklich F. H.: „Die Ausführungen haben sich frei zu halten von jeder gehässigen Polemik und nur das eine Ziel zu verfolgen, die Zuhörer mit dem Inhalte des Textes und seiner Beziehung zum Leben vertraut zu machen. Wir Liberalen rühmen uns der Toleranz und sind erbittert, wenn unsere Gesinnungsgenossen zurückgesetzt und verfolgt werden, darum müssen wir billigerweise es unseren Predigern zur Pflicht machen, die Ausfälle auf andere Glaubensrichtungen zu unterlassen; die Kanzel darf kein Tummelplatz gehässiger Anzapfungen werden; diejenigen Prediger, welche sich gern auf das Wort Jesu berufen: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert", scheinen mir für nichts weniger Beruf zu haben als für einen Geistlichen. Wir wollen mit allen unseren Mitbürgern in Frieden leben und sind der Ansicht, daß eine ruhige, sachliche Predigt mehr zur Erbauung beiträgt, als theologisches Gezänk über den Wert der verschiedenen Lehrmeinungen." Deshalb ist es auch ratsam, daß die Predigt sich von aller Politik frei halte, allerdings scheint F. H. das auch für das außeramtliche Leben des Pfarrers zu wünschen. G. Freybe.

Theater und Kirche, ihr geschichtliches Verhältnis.

I.

Kirche und heidnisches Schauspiel.

Theater und Kirche — zu jedem Bilde einer heutigen Großstadt gehören diese zweierlei Gebäude. Das eine, altersgrau zumeist, im ernsten Stile mittelalterlicher Kunst, sich emporringend aus dem Gewühle modernen Verkehrslebens, oft inmitten leicht gebauter Mietskasernen von gestern und vorgestern das einzige Denkmal ehrwürdiger Vergangenheit; das andere, ein Werk der Neuzeit, in freien, heiteren Linien erbaut, nicht selten den Tempeln der Antike gleichend oder doch den Palästen der Renaissance, der Erneuerung vorchristlicher Kunstblüte. In Kleinstädten und Dörfern freilich herrscht scheinbar der Kirchturm allein über dem Getriebe menschlichen Lebens. Aber an einer Bühne fehlt es wohl nirgends, wo nur etliche hundert Menschen sich zusammen gesiedelt haben. Theater und Kirche, zwei geistige Mächte in unserem Volksleben, denen sich nur wenige ganz entziehen; beide öffnen ihre Pforten und laden nach des Tages, nach der Woche vollbrachter Arbeit ein, in ihren Mauern dem Geiste eine Feierstunde zu bereiten. Der Mensch unserer Tage, zumal der Städter, rechnet vielfach beides oder wenigstens eines von beiden zu den unentbehrlichen Bedürfnissen seines Lebens. Indessen, auch wenn er kein Bedenken tragen mag, des Sonntags früh die Kirche und abends das Theater zu besuchen, er ist sich doch der Verschiedenheit dessen bewußt, was ihn hier und dort erwartet. Ja, es wäre ihm störend, geradezu verletzend, wenn man ihm diesen Unterschied verwischen wollte; wenn er im Theater Dinge sähe oder hörte, die seines Erachtens nur in der Kirche Raum hätten; oder wenn ihm in der Kirche die Empfindung erweckt würde, als befände er sich

im Theater. Und doch geht er vielleicht von beiden Stätten mit innerlicher Bewegung, in einer erhobenen Stimmung hinweg. Worin nun aber die verschiedene Bedeutung von Theater und Kirche besteht und inwiefern man beide auf sich wirken lassen kann, darüber dürften nicht allzuviele Kirchen- und Theaterbesucher ernstlich nachgedacht haben. Ist es etwa nur möglich, beides zu sein kraft einer gewissen Weitherzigkeit, die es weder mit der Kirche noch mit der Kunst sehr ernst nimmt, die sich nur an beiden beteiligt, um sich nicht von einer hergebrachten Sitte auszuschließen, weil es einmal zum guten Tone eines anständigen Menschen gehören sollte, weder Kirche noch Theater zu meiden? Diese Behauptung wird von zwei Seiten aufgestellt. Wir Menschen der allerneuesten Zeit, so sagt man, wir in Kunst und Wissenschaft so weit Vorgeschrittenen, finden in der Kirche nicht mehr Befriedigung unseres Gemütes; wir finden sie dagegen in den Offenbarungen edelster Kunst, wie sie ein „Faust", „Hamlet", „Nathan der Weise" uns immer wieder von der Bühne herab darbieten. Wer mit tiefstem Verständnis sich auf den Flügeln solcher Dichtung emportragen läßt ins ewige Reich des Wahren, Guten, Schönen, der wird schwerlich noch zu denen gehören, die in der Kirche Erbauung suchen. Auf der anderen Seite, und zwar in Kreisen, denen man eine entschiedene Vertretung ihres religiösen Standpunktes zugestehen muß, erklärt man: ein wahrhaftiger Christ geht überhaupt nicht ins Theater. Denn es gehört — und zwar in erster Linie — zu jenen „weltlichen" Vergnügungen, für die ein von christlichem Lebensernst Erfüllter weder Zeit noch Stimmung hat. Angesichts des Gegensatzes zwischen Theater und Kirche, der hier von zwei so gewichtigen Seiten behauptet wird und auch angesichts der Unklarheit, die im übrigen über diesen Punkt vorhanden ist, lohnt es sich wohl, darüber nachzudenken, in welchem Verhältnis jene zu einander stehen — oder besser — stehen sollten.

Aus einer geschichtlichen Betrachtung ergibt sich nun die merkwürdige Tatsache, daß die christliche Kirche — ich meine jetzt die maßgebenden Kreise der Kirche — im Laufe der Zeit eine höchst verschiedene Stellung zu der Schaubühne eingenommen hat. Im ersten Halbjahrtausend ihres Bestehens verhielt sich die Kirche entschieden ablehnend gegenüber dem Theater. Damals freilich, als noch jene kleine Schar Heimatloser durchs ärmliche jüdische Land hin und her wanderte, den Fußstapfen des Meisters folgend, damals konnte die Frage gar nicht aufkommen, die uns hier beschäftigt. Man würde darum vergeblich nach einem Ausspruche Christi suchen, der sie uns löste, wie überhaupt Jesus die „Kunst" gar nicht in den Gesichtskreis seiner Lehre gezogen hat. Erst als das Christentum in die großen Städte des römischen Weltreiches drang, als in der Welthauptstadt selber sich eine Christengemeinde bildete, konnte für das christliche Gewissen die Frage entstehen, wie sich ein Jünger Jesu zum Theater verhalten solle. Denn Schauspiele im großartigsten Maßstabe bildeten unter den römischen Cäsaren den Zeitvertreib aller Klassen des Volkes, nicht zum wenigsten der ärmsten, denen sie meist umsonst geboten wurden. Es ist vielleicht nur ein Zufall, daß der Apostel Paulus in seinem Briefe an die Römer jene Frage unerwähnt läßt. Aber wir können nicht zweifeln, wie er sie beantwortet haben würde: „Wer zur Kirche Christi gehört, kann nimmermehr ein Theater betreten." 100 Jahre nach ihm hat der Kirchenvater Tertullian eine eigene Schrift „Wider die Schauspiele" ausgehen lassen, worin er es für undenkbar erklärt, daß der Gott der Wahrheit diejenigen in sein Reich aufnehme, die auf der Bühne Alter und Geschlecht, Zorn und Liebe erheucheln; er berief sich auf die altgriechischen Gesetzgeber Lykurg und Solon, die beide das Theater als Stätte der Lüge verabscheut; er durfte sich auch auf den großen Plato berufen, der in seinem Zukunftsstaate keine Schaubühne mit ihren verlockenden Leidenschaften dulden wollte. Der heilige Augustinus bekannte als eine Hauptsünde seiner Jugend die Vorliebe für den Theaterbesuch, und die Kirche bedrohte mit Ausstoßung die, welche solcher Neigung fröhnten; sie weigerte sich, einen Schauspieler zu taufen, bevor er nicht auf sein Gewerbe ein für allemal verzichtet habe. Um diese theaterfeindliche Stellung der Kirche in den ersten Jahrhunderten zu verstehen, ist es nötig zu wissen, daß die griechisch-römische Bühne eine Anstalt des Staates war, daß in dem Prozenium der Altar seiner Götter stand, daß Gebet und Opfer die Aufführungen eröffneten. Und wenn auch in der römischen Kaiserzeit das Theater diese religiöse Weihe längst verloren hatte, so mußte es einen Christen mindestens ebenso sehr abstoßen, die heidnischen Götter und Göttinnen auf offener Bühne lächerlich machen, ihre nacktesten Menschlichkeiten schamlos dem Gelächter des Pöbels preisgeben zu sehen, und dies von Mimen, die dem sittlichen Auswurf der Gesellschaft zugehörten. Noch viel weniger konnte ein Jünger Jesu am Tierhetzen in der Arena, blutigen Fechterspielen, Apotheosen römischer Kaiser teilnehmen. Man vergesse nicht, daß die christliche Kirche 400 Jahre lang eine Märtyrerkirche war, daß das römische Weltreich mit der ganzen Fülle seiner Kultur, Bildung und Kunst die neue Religion zu erdrücken versuchte, daß die damalige Kirche in dem Geisteskampfe gegen die antike Weltanschauung ganz natürlich deren Weltseligkeit, die man in dem Satze zusammenfassen könnte: „Aus dieser Erde quellen meine Freuden", mit ganzer Schärfe die überweltlichen Ziele ihres Glaubens entgegensetzte, ja die Weltflucht predigte. Das Theater aber, wie allezeit, war auch damals die Stätte dionysischer Freude, jenes Schönheitsrausches, der die sinnliche Welt in tausend Farben spielen läßt. Die Bretter, die die Welt bedeuten, bedeuten eben die Welt, wie sie im Menschenkopfe sich malt.

Die kirchliche Bühne.

Und die alte Welt mit ihren Tempeln und Theatern sank in Trümmer, die Stürme der Völkerwanderung fegten sie vollends hinweg. Aber seltsam, eines der vielen Wunder der Geschichte, — an dem Allerheiligsten der christlich-katholischen Kirche lebte das begrabene Schauspiel wieder auf, die erste christliche Bühne war der Altar, die ersten Schauspieler waren Priester. Mit Gregor dem Großen ward die römische Messe zur dramatisch bewegten Handlung. Rede und Gegenrede wechselten und vom Chore herab klangen dazu himmlische Lobgesänge. Aber weiter noch drängte das urmenschliche Bedürfnis der zum stillen Zuschauen und -hören im Gottesdienste verurteilten Volksmenge. Der Spieltrieb, die tiefste Quelle aller Kunst, auf der einen Seite, auf der anderen die Notwendigkeit, dem ungelehrten Laien, der keine heiligen Schriften zu lesen vermochte, keinen kirchlichen Unterricht empfing, die biblischen Tatsachen anschaulich zu machen, — führten zu den sogenannten Mysterien, eigentlich Ministerien, d. h. gottesdienstlichen Spielen. Aus der Sakristei traten drei Priester, die drei Frauen vorstellend, die in der Osterfrühe zum Grabe gehen, am Altar erwartet von einem vierten, der die Worte des Engels sprach. Der Altartisch stellte das heilige Grab vor, aus ihm nahm man wohl ein Kreuz hervor an Stelle des Auferstandenen, den man später auch körperlich darzustellen wagte. An diesen Osterzyklus, wie man es nennt, schloß sich in der Folge ein Weihnachts- und ein Passionszyklus; als Nebenpersonen figurierten die prophetischen Gestalten Bileam, Virgil, die Sibyllen. In germanischen Landen hat die Kirche diese Spiele um so eifriger befürwortet, als es galt, die schier unausrottbaren Naturfeiern der Sonnenwende, der Frühlingsfeste, dem getauften Volke zu ersetzen. Stellte man bei jenen z. B. den Kampf zwischen Winter und Sommer dar, wobei der erstere besiegt und mit verbundenen Augen abgeführt wurde, — das kirchliche Gegenstück war ein Disput zwischen einer bräutlich geschmückten Jungfrau, die Kirche darstellend, und einem Weibe mit verbundenen Augen, der verblendeten Synagoge, die vergebens dem Herrn Christus seine Heilandswürde bestritt. In der Karolingerzeit waren derartige Spiele höchst beliebt, unterstützt von dem lebhaften Anti-

semitismus am fränkischen Hofe. Nur Ludwig der Fromme verbot in seiner mönchischen Denkweise alles Schauspiel in den Kirchen. Vom 10. bis 13. Jahrhundert ist die Blütezeit der Mysterien. Zahllose sind, weil kaum aufgeschrieben, wieder untergegangen. Ich nenne nur das Freisinger Weihnachtsspiel, das Drama „Adam" aus dem 12. Jahrhundert, zahlreiche Prophetenspiele, in denen Moses, David, Simeon, Virgil, Nebukadnezar u. a. einer Anzahl Juden gegenüber gestellt werden und diesen die Messianität Jesu in lebhaftem Wortgefecht beweisen. Das Tegernseer Osterspiel aus der Zeit Barbarossas zeigt bereits eine reich bewegte Handlung. Die Synagoge tritt auf im gelben Gewand mit blaubesetztem Schleier — dies war auf Befehl des Papstes Innocenz III. das Abzeichen der jüdischen Frauen — in der Hand trug sie einen Stab mit einer Rosette geschmückt, gleichfalls ein jüdisches Merkmal. Ihr gegenüber stand die Kirche, in der Linken den Kelch, in der Rechten den Kreuzesstab. Nun umtanzt die Synagoge lästernd das Kreuz Christi. In der Osterscene will sie verhindern, daß die Auferstehung bekannt werde. Am Ende greifen sie die Engel, zerbrechen ihren Stab und zertrümmern zwei Gesetzestafeln mit den Worten: „Mit Christi Blut überwind' ich dich." Synagoge: „Dasselbig Blut verblendet mich." Wir haben nur wenig Beschreibungen solcher Spiele, die besten Illustrationen dazu geben uns die bildenden Künste. Es ist eine wertvolle Entdeckung neuester Forscher, daß das kirchliche Schauspiel vielfach die Grundlage für den Portalschmuck gotischer Kirchen gebildet hat. Die eigentümlichen Gruppierungen auf diesen Reliefs, auch die Hintergründe und trennenden Linien zwischen den Figuren lassen keinen Zweifel übrig, daß diese Sklupturen, oft auch die Malereien in den Apsiden und auf den Triumphbögen der Kirchen nichts weiter sind als Scenenbilder aus kirchlichen Schauspielen.

Schlimme Sachen.

Ein Ablaßautomat in Neapel. — Valle di Pompei.

Nicht weit vom Dom, in dem alljährlich das Blut des heiligen Januarius flüssig wird und werden muß, wenn der Schutzpatron Neapels von den andächtig des Wunders Harrenden nicht laut verflucht werden will — „Maledetto Gennario" —, erhebt sich ein haushohes Denkmal der „gottgleichen" Jungfrau (deiparae virginis), die ihren Verehrern Ablaß verheißt, und zwar „toties quoties", will sagen, so oft sie zu dieser Gnadenstätte kommen, um ihr zu huldigen. Wie dies geschehen müsse, ist nicht gesagt; aber der Fromme errät's. Am Fuße des Denkmals befindet sich ein Apparat, der durch seine Einrichtung an unsere Bahnhofsautomaten erinnert: ein hölzerner Kasten, an dessen Vorderseite ein buntes Mariabild angebracht ist, während ein zwei Zoll breiter Einschnitt im Deckel des Kastens auf dessen Bestimmung hinweist. Mein anfänglicher Zweifel, ob das Ding wirklich ein Ablaßautomat sei, wurde durch die Wahrnehmung beseitigt, daß ein geringer Mann aus dem Volke herantrat und, das Bildchen küssend, seinen Obolus einwarf, um sich damit des verheißenen Ablasses zu versichern. Wieviel dafür bezahlt werden muß, ist nicht gesagt. Auch die kleine Münze der Armen wird angenommen. Nur daß sie echt sei! Denn für die falschen Lire- und Zweilirestücke, wie sie hier noch zu Tausenden kursieren, gibt die Mutter Gottes keine Absolution, und wer die Allwissende damit zu betrügen sucht, betrügt sich selbst. Man sagt, ihre Einkünfte seien nicht mehr groß, und ich finde es glaublich; denn die reichen Sünder opfern lieber in

Valle di Pompei,

wo eine Gottesmutter tront, die so mächtig ist, daß keine andere mehr mit ihr konkurrieren kann. Ihr Ruhm ist neueren Datums, aber in der ganzen katholischen Welt im Zunehmen begriffen; und das verdankt sie lediglich dem Neapolitaner Bartolo Longo und der „Gräfin". Von ihnen zuerst. Wer sind diese Leute? Herr Longo ist seines Zeichens Advokat, und die „Gräfin" ist seine Frau. „Sie heißt also auch Longo, Frau Longo?" Ja, aber weil sie in erster Ehe mit einem Grafen verheiratet war, so nennt sie der eigene Mann „Komtesse" oder „Gräfin". Das klingt besser und paßt zu allem Übrigen, was ich von diesem wunderlichen Heiligen und seiner Schöpfung in Valle di Pompei zu erzählen habe.*)

1. Die Entstehung des Heiligtums.

Herr Bartolo Longo bekennt von sich selbst, daß er 30 Jahre lang ein hartnäckiger Materialist und Sünder gewesen sei. Dann aber, als er in der Wildnis von Pompei darüber nachsann, wie er am besten für seine Sünden Genugtuung (!) leisten könne, hörte er eine sanfte Stimme ihn anreden: „Willst du den Frieden wiedergewinnen, so verbreite die Andacht zu meinem Rosenkranze! Denn wer immer die Rosenkranzandacht verbreitet, der soll nicht verloren gehen." Und der große Ungläubige und Materialist fiel unter Schluchzen und Tränen auf die Knie nieder und betete und ging mit seiner „Gräfin" sogleich ans Werk. Am 12. Dezember 1875 wurde von ihnen zu Neu-Pompei, in der Nähe der alten Stadt, „die Brüderschaft vom heiligen Rosenkranz" gestiftet und schon im Jahre 1876 legte der Bischof von Nola den Grundstein zum Heiligtum. „Aber anstatt der anfangs projektierten bescheidenen Kirche erhob sich eine prachtvolle, durch Kunst und Reichtum ausgezeichnete Basilika, die jeden Besucher zur Bewunderung hinreißt." Und das ist in der Tat keine Übertreibnng. Die Kirche kann über 3000 Personen fassen, zählt sieben Altäre, eine hohe Kuppel und einen Glockenstuhl. Durch seine Säulen aus Marmor und Bronze, seine kunstreichen Malereien, hervorgegangen aus der Hand der berühmtesten italienischen Maler, durch eine bedeutende Anzahl anderer Kunstwerke, wie z. B. der prachtvollen Orgel, die 61 Register zählt, kann das Heiligtum sich mit den berühmtesten Wallfahrtskirchen messen. Was jedoch den Blick des Beschauers am meisten fesselt, ist das große, aus Marmor und Bronze gefertigte Denkmal, der königliche Thron, auf welchem das Bild der Rosenkönigin sich befindet, und das über 10 000 Pfund Sterling gekostet hat. (V. S. 12.) Die Angabe des Preises in englischer Währung legt es nahe, zu bemerken, daß den ersten großen Beitrag zu den Baukosten eine Engländerin: „die edle und vornehme Konvertitin Lady Herbert, die Mutter des Lord Pembroke, geleistet hat". (S. 19.) Ihrem Beispiel folgten fromme Weiber aus allen fünf Weltteilen. Doch ist der fabelhafte Erfolg des Unternehmens nicht daraus allein zu erklären.

2. Das wundertätige Bild.

Longo sah ein, daß es, um das Heiligtum finanziell auf eigene Füße zu stellen und seine Anziehungskraft zu einer bleibenden zu machen, eines Bildes bedürfe; denn der katholische Durchschnittschrist glaube nicht, meint er, an eine Gottesmutter, die er nicht sieht. „Und nach den liturgischen Vorschriften ist zur Gewinnung der Ablässe und zur öffentlichen Verehrung ein Ölgemälde erforderlich." (Gesch. S. 84.) Weil Longo noch nicht über viel Mittel verfügte, kaufte er eines vom Trödler für $3\frac{1}{2}$ Lire! Es war unschön und beschädigt, aber es entsprach seinem Zweck: waren doch schon im Jahre 1876 von ihm Wunder zu berichten. Auf die näher einzugehen, würde zu weit führen. Es sind meist Bekehrungs- und Heilungswunder, unter letzteren ein paar „ärztlich bezeugte" (!). Mit berechtigtem Stolz wird hervorgehoben, daß eine Kranke, der selbst die Mutter Gottes in Lourdes nicht zu helfen vermochte, von der Madonna di Pompei geheilt wurde; denn das beweist doch, daß diese jener überlegen ist. Auch Longo selbst hat, todkrank und von den Ärzten aufgegeben, ihre Hülfe erfahren. (V. 34.) Das Wunderbarste aber ist, daß dieselbe nicht nur durch die von Longo verfaßten Gebete zu erreichen steht, sondern auch durch den Gebrauch gewisser Dinge (Fetische? Talismane?),

*) Vademekum zu unserer lieben Frau. 1902; Geschichte des Heiligtums, 2. Aufl. 1901.

die mit dem heiligen Bilde in Beziehung stehen. So, beispielsweise, durch die Blätter von Rosen, die Longo in einem dem Heiligtum nahe gelegenen Garten züchtet. Sie werden von ihm und der „Gräfin" zu Tausenden per Post nach allen Himmelsrichtungen versandt und man kauft sie gern, denn „sie erweisen sich wirksam gegen das Fieber"; und „ganze Rosen aus Longos Rosengarten sind ein Schutz in den christlichen Wohnungen, ein Schirm für die Reisenden zu Land und zu Meer, besonders bei Gewittern und Stürmen". (V. 28.) Dieselbe Kraft wird den geweihten „Cartineo" zugeschrieben. Das sind schmale Streifen von dünnem Seidenpapier, auf welchen die Anrufung gedruckt steht: „Jungfrau vom Rosenkranz von Pompei, bitte für uns!" Sie müssen vom Patienten, wie eine Oblate, verschluckt werden. „Tausende von Gnaden sind auch durch dieses Mittel schon erlangt worden." Doch wirken die Rosenblätter, hören wir weiter, „nur unterstützend neben der Litanei, die Herr Longo verfaßt hat und die schon in über drei Millionen Exemplaren — in alle neueren Sprachen übersetzt — von ihm und der Gräfin verkauft wurden. Herr Longo, der außer dem „Vademekum" noch acht andere auf das Heiligtum bezügliche Schriften vertreibt, ist durch den Handel damit ein steinreicher Mann geworden. Vom Bilde ist noch zu bemerken, daß es im Jahre 1880 von einem namhaften italienischen Maler restauriert worden und jetzt über und über mit Brillanten bedeckt ist, die von Personen aus allen Nationen, zum Zeichen der Dankbarkeit für irgend eine erfahrene Gnade, geopfert wurden. Der Rosenkranz, den Maria der heiligen Catharina von Siena gibt, und derjenige, den das Jesuskind dem heiligen Dominikus darreicht, sind aus feinen Perlen gebildet. Maria trägt ein Halsband aus Brillanten, die das Wort „Rosario" bilden. Ihre Sandale ist ganz aus Gold und Diamanten; kostbare Steine funkeln auf ihrem Mantel; andere bilden am Fuße ihres Thrones die Inschrift: „Ave Maria". Der ganze Schmuck stellt einen Wert von 400 000 Frks. dar. Vier herrliche Smaragde sind die Opfergabe von — zwei Juden (?). Der größte Festtag der Rosenkönigin, vor deren Bild Tag und Nacht 15 Lampen brennen, ist der 8. Mai. An diesem Tage hatte der Bischof von Nola (s. o.) den Grundstein zum Heiligtum gelegt; am 8. Mai 1887 hatte Kardinal Monaco la Valetta den Hochaltar eingeweiht, und endlich war es wieder der 8. Mai, an welchem im Jahre 1892 der Dekan des heiligen Kollegiums, in Gegenwart von 74 Prälaten, den Tempel weihte. „Alljährlich strömen am Vorabende dieses Festes tausende von Pilgern nach Neu-Pompei und bringen dort die ganze Nacht im Gebet zu." Ob alle? und nur im Gebet? Die Ungläubigen behaupten, daß es dabei zu Szenen komme, die an die ärgerlichsten des Faschings erinnern.

3. Papst Leo XIII.

Von größter Bedeutung ist die Stellungnahme des Papstes Leo XIII. zum Heiligtum in Pompei für dieses geworden. Die Gründer boten es ihm bei Gelegenheit seines 50jährigen Priesterjubiläums als Geschenk an und Seine Heiligkeit ließ sich die „kostbare Gabe" gefallen. Er löste die Basilika der Rosenkönigin von der bischöflichen Jurisdiktion von Nola ab und erklärte sie für ewige Zeiten als Eigentum des heiligen Stuhles. Ein Mitglied des Kardinalkollegiums vertritt ihn an der apostolischen Rosenkranzkirche, deren Pfarrer er selbst sein wollte, als Vikar. Herr Longo wurde von ihm persönlich empfangen und erhielt einen Orden. Dazu die Versicherung, daß der heilige Vater entschlossen sei, das Gnadenbild zu besuchen, „sobald Rom von seinen gottlosen Feinden befreit sein werde". Den Tag hat nun Leo XIII. nicht erlebt, und so müssen sich die Gläubigen an den Segnungen genügen lassen, womit der heilige Vater sie und ihr Heiligtum in Form von „Ablässen, vollkommenen und unvollkommenen" (!) überschüttet hat.

4. Ratschläge.

Der Fromme kann sich unmittelbar an die „Gottesgebärerin" wenden, für deren Heiligtum er einen jährlichen Beitrag bezahlt. Doch geht er sicherer, wenn er sich vorher an die heilige Catharina von Siena wendet und sie zum „Mitbeten einer Novena" veranlaßt, indem er sie bei der Ehre angreift: „Du hast gesagt, daß du bei der Mutter Gottes viel vermögest, — beweise es nun!" Und ebenso diese: „Dein Amt, o Maria, besteht darin, die Friedensvermittlerin zwischen Gott und den Menschen zu sein . . . und du nennst dich alliebende Mutter! Wohlan, sei eine solche! Was sollte man von dir denken, wenn du Herrn Longo, deinen wärmsten Verehrer, sterben ließest?" Insbesondere ist es ratsam, die Rosenkranzkönigin an die 15 Belohnungen zu erinnern, die sie durch Vermittlung des heiligen Dominikus denen verheißen hat, welche die fromme Gewohnheit haben, den Rosenkranz andächtig zu beten. Die wichtigsten Verheißungen sind folgende: „9. Jeden Tag befreie ich aus dem Fegefeuer die Seelen, welche in ihrem Leben die Andacht des heiligen Rosenkranzes beharrlich gepflegt haben. 10. Denen, die andächtig meinen Rosenkranz beten, wird im Himmel eine besondere Glorie zu teil werden. Die größte, Nr. 11: Alles, warum man mich vermittelst des heiligen Roseukranzes bittet, wird man erhalten." Eine Anzahl Wunder, die ausführlich erzählt werden, und unter denen selbst Erscheinungen von Verstorbenen vorkommen, beweisen, daß die Mutter Gottes — in der Regel Wort hält.

Bedeutsam und bezeichnend sind auch ein paar andere Ratschläge und Warnungen: „Alle Briefe, Bitten, Postanweisungen und Sendungen sind ausschließlich zu richten an Herrn Adv. Kommandeur Bartolo Longo." Selbst Nonnen (!), die angeblich für das Heiligtum in Pompei oder für die Rettungsanstalt Gaben erbetteln, soll man keinen Glauben schenken. „Dergleichen kommt also vor?" Ja, in Neapel betteln nicht nur die Lazzaroni und Gassenbuben, sondern auch Mönche und Nonnen, und nirgends schamloser, als in Valle di Pompei.

Es soll zum Schluß nicht ungesagt bleiben, daß das „Rettungshaus" existiert. Herr Longo hat mit einem Teil der ihm zugeflossenen Millionen ein solches gegründet, ein humanes Werk, womit er sich umsomehr verdient gemacht hat, als das Haus an erster Stelle zur Aufnahme von Kindern Verurteilter bestimmt ist. Durch diese Zugabe lassen sich viele blenden. Auch Katholiken, die das Ganze für einen „notorischen Schwindel" erklären, pflegen hinzuzusetzen: „ein Segen immerhin!" Aber das ist ein Irrtum. Die ausschweifende, von allen sittlichen Bedingungen losgelöste Mariaverehrung, wie sie in Valle di Pompei geübt wird, führt zu Nachteilen, die durch nichts ausgeglichen werden können, und nirgends besser als an Ort und Stelle kann man sich davon überzeugen. Die neue Stadt, neben den Trümmern der alten, macht, trotz der schönen Basilika, den Eindruck eines Räubernestes. Die Zudringlichkeit nicht nur der Bettler von Profession, sondern auch der Wirte, der Droschkenkutscher, der Reliquienhändler, der Schmutz der teils von Natur, teils künstlich Verstümmelten, die einem den Weg sperren, spottet aller Beschreibung und der Reisende ist froh, wenn er mit heiler Haut aus dem demoralisierten Ort wieder heraus ist.

Man hat gefragt, ob Longo selbst, der große Geschäftskatholik, von der Echtheit der Wunder, die er in immer neuen Broschüren reklamehaft anpreist, überzeugt sei. Ja, wer kann das wissen? Ein früherer Mitarbeiter des Advokaten hat die Frage verneint und ihn öffentlich für einen Schwindler erklärt. Seltsam ist es immerhin, daß es der Stifter des angeblich größten Heiligtums der katholischen Welt, nicht weiter als bis zum Kommandeur des Gregorsordens gebracht hat, und daß seiner Frau, im päpstlichen Breve von 1894, nur als solcher, und nicht als der „Gräfin", gedacht wird. Desgleichen, daß die Kurie seitdem über das Heiligtum schweigt. Sollten ihr doch die Augen über den neuen Tetzel aufgegangen sein? Man möchte es zu ihrer Ehre glauben und es ließe sich verstehen. Denn Herr Longo betreibt den Ablaßhandel noch viel schamloser als jener und gründet auf eigene Faust, in dessen und seinem Interesse,

immer neue „Brüderschaften", die mit der „Rosenkranzkönigin", für die sich Leo XIII. persönlich interessierte, nichts zu tun haben und, näher besehen, deren Verehrung Konkurrenz machen. So „den frommen Verein für die Sterbenden unter dem Schutze des heiligen Josef" und „die heilige Liga zur Verhinderung (!) der Todsünden". Das ist des Guten zuviel und es ist zu befürchten, daß der Erfolg dem Eifer nicht entsprechen wird. Die heilige Liga, in die auch Verstorbene aufgenommen werden können, zählte im Jahre 1901 schon (!) 100 Mitglieder. „Dies bedeutet, nach Longos Berechnung, 200 verhinderte Todsünden pro Tag, 70000 im Jahr . . . Was wird es erst sein, wenn sich alle an der Kirche von Pompei Beteiligten zu dieser heiligen Liga scharen?" Und es kostet so wenig, ihr anzugehören. Gegen Einsendung von 3 Franken erhält man 100 Exemplare des Büchleins, das Belehrung, die Aufnahmebestätigung und das Gebet zur Jungfrau von Pompei um Verhinderung der schweren Sünden enthält. Quousque tandem? D. D.

Eine Reise nach Spanien.

II.

Ein Stiergefecht. Wer in Spanien reist, muß ein Stiergefecht gesehen haben, wie ein Besucher der ewigen Stadt den Papst. Aber hoffentlich verlangen die Meisten keine Wiederholung des entsetzlichen Schauspiels, an dem der Spanier, allen Anstrengungen des Hofes, selbst des Papstes, zuwider mit Leidenschaft hängt. Schon daß das Stiergefecht mit dem Glockenschlag drei beginnt und mit lautem Unwillen und Pfeifen selbst königliche Prinzessinnen jüngst bedacht wurden, als sie durch verspätetes Erscheinen die Eröffnung auch nur um wenige Minuten hinausschoben, beweist die Leidenschaft für dies grausame Volksvergnügen. Ein großes, steinernes Amphitheater, die Arena von einer mannshohen Bretterwand umgeben, geeignet gemacht, darüber hinwegzusetzen, wenn der verfolgende Stier seinen Peinigern keine Möglichkeit läßt, auszuweichen, erinnert solches Ringtheater unwillkürlich an das Kolosseum und seine blutigen Kämpfe. — Schrille Hornsignale treiben fünf Minuten vor drei Uhr die noch durch die Arena schreitenden Zuschauer zur eiligsten Flucht auf ihre Plätze. Punkt drei Uhr reiten dann zwei Polizisten in schwarzer, mittelalterlicher Tracht die Rundung entlang, zum Alkalden hinauf grüßend, der den Ehrenpräsidenten darstellt. Dann der stattliche Zug der Quäler und der Schlächter. So möchte ich die Picadores, Banderilleros, Toreatores und Espadas nennen, die unter kriegerischer Musik nun quer durch die Arena schreiten, alle in enganschließender, reichgestickter Tracht, die Picadores, die einzigen zu Pferd in starker Lederrüstung, können sie doch nicht, wie die übrigen, dem Hornangriff leicht ausweichen. Der Herr Präsident wirft den Torilschlüssel herab, der Zwinger öffnet sich und heraus stürzt der im ganz dunklen Raum und durch Nadelstiche wütend gemachte Stier. Ein eigenes Gefühl, wenn man weiß, daß das arme Tier zu Tode gemartert werden soll, ein schlimmeres beim Ansehen der alten, schwachen Pferde, auf denen die lanzenbewehrten Picadores dem Stiere nun entgegenreiten, nachdem ihn die Banderilleros mit ihren carmoisinroten Tüchern zu vergeblichen, wütenden Angriffen gereizt. Aber die Pferde können so gewandt nicht ausweichen, wehrlos sind sie der Wut des Stieres preisgegeben, der in wildem Anlauf seine langen, nach vorn gerichteten Hörner in den Leib des Gaules bohrt und diesen samt dem Reiter oft hoch emporreißt. Und in der nächsten Minute vielleicht schon liegt, ebenso zerfetzt, ein zweites und bald ein drittes Pferd zuckend am Boden, und das Publikum wird erregter, wenn dieses grausame Schauspiel sich wiederholt, jubelt dem Toreator zu, der nun kurze Lanzen mit Widerhaken zur Neubelebung dem ermattenden Stier in den Nacken stößt, daß er vergebens sich durch Schütteln davon zu befreien sucht. Ein Hornsignal, atemlose Spannung, der Espada, des Publikums, besonders der Damen, vergötterter Liebling, betritt selbstbewußt, zum Alkalden hinauf grüßend, der es nie versäumt, solches Helden Gruß ehrfurchtsvoll zu erwidern, die Arena. In der Linken trägt er an kurzem Stab ein scharlachrotes Tuch, in der Rechten einen Degen. So tritt er direkt auf den Stier zu, bestrebt, ihm dann den Degen vom Nacken her bis ans Heft in das Herz zu bohren, wenn er gegen ihn anstürmt. Natürlich gelingt das gefahrvolle Kunststück meist nicht sogleich, acht Tage vorher fuhr statt dessen einem Espada ein Stierhorn durch die Brust und der tötlich Getroffene ward noch hoch in die Luft geworfen. Wenn aber der Stier, sofort getroffen, blitzschnell zusammensinkt, dann tobt die Menge von Beifall, dann fliegen Fächer, Börsen und mit was man nur den edlen Helden erfreuen will, von allen Seiten in die Arena. Ministergehälter sind Kleinigkeiten gegen die Einnahmen stoßgewaltiger Espadas, von dem gefeiert- und besungenwerden gar nicht zu reden. — Nach Reinigung der Arena wiederholt sich alsbald mit einem zweiten Stier das grausame Volksvergnügen. Sechs Stiere gehören zu solchem Fest, das mit Ausnahme des Hochsommers in 250 Arenen des Landes allsonntäglich stattfindet. Auf jeden Stier kann man 2—3 Pferde rechnen. Wer die Gesamtzahl der grausam zu Tode gemarterten Tiere ausrechnen will, möge in Betracht ziehen, daß oft noch Donnerstag-Extravorstellungen stattfinden, in vielen kleinen Orten aber oft der Marktplatz in Eile zu improvisierten Stiergefechten hergerichtet wird.

Das Pradomuseum, Spaniens Stolz und das Ziel aller Kunstfreunde. Zwei Namen bedingen seinen Ruhm vor allem: Velasquez und Murillo. Schade, daß Ersterer so wenig seinen Weg in die Welt gefunden, daß Spanien, speziell Madrid die Werke dieses „größten aller Koloristen" ängstlich hütet, denn wer kann sich draußen ein Urteil über diesen Großen unter den Gottbegnadeten bilden. Wie wenig beispielsweise erschöpft man seine Eigenart, wenn man ihn den „Meister der Farbengebung" nennt! Wie verschwindet diese Meisterschaft vor der weit größeren, in einer Zeit, da Heiligenbilder von empörender Unnatur an der Tagesordnung waren, Gemälde von berückendster Naturwahrheit geschaffen zu haben, dran die Besten unserer naturalistischen Zeit voll stummer Bewunderung emporschauen. Man betrachte nur die mythologische Szene, wo dem Gotte Vulkan bei der Arbeit von Merkur der Gattin Untreue mitgeteilt wird. Könnte nicht dies in der Schmiede sich abspielende Ereignis auf die Neuzeit angewandt werden, so lebhaft, zornig, spöttisch, erregt sind die herkulischen Männer, so wahrhaft lebend die Szene? Und entzückend schön wieder die Madonnen, die Porträts, die Landschaften des unvergleichlichen Künstlers. — Murillo, des Ersteren würdiger Konkurrent, ist im Pradomuseum weniger zu Haus, wie in der Welt. Man muß das wissen, um ihn seiner hier nur minderwertigen Werke wegen nicht falsch zu beurteilen. So vielseitig und groß als Kolorist ist er sicher nicht; oder man täte gut, zu seiner besseren Beurteilung für einige Dutzend Teniers und ähnliche kleinbürgerliche oder bäuerische Stimmungsmaler ein oder einige gute Murillos zu erwerben, der Gesamteindruck könnte dadurch nur gewinnen.

Kirchen, wie sie der Hauptstadt des glaubenseifrigsten Volkes entsprechen sollten, hat Madrid nicht aufzuweisen, wenigstens ist enttäuscht, wer die Riesengotteshäuser Italiens und Deutschlands sah. Aber der Besuch verlohnt sich doch, weil so ganz Eigenartiges dabei zu sehen und zu hören ist. Die ziemlich unansehnliche Andreaskirche z. B. hat statt des üblichen Madonnenbildes eine Madonnen-Puppe, denn nicht anders kann man eine Statue in Fleischfarbe nennen, die wie eine Puppe mit Kleidern angetan ist, ja der Kirchendiener versicherte uns, daß diese Madonna einen dem menschlichen völlig nachgebildeten Körper und deshalb zwei besondere Kammerfrauen nötig habe, auch beim Wechseln der Kleider kein Mann zugegen sein dürfte. — Aus der prachtvollen, im Innern reich vergoldeten und mit

herrlichen Gemälden ausgestatteten Franziskuskirche hat man 1837 das Pantheon, die Ehrenbegräbnisstätte also für große Spanier gemacht. An Schönheit überragt dies Pantheon weit das Pariser, an monumentaler Erhabenheit aber reicht es trotz aller Pracht und vielleicht grade deshalb nicht an das römische heran, auch kann es leider nur für Zukunftsgrößen bestimmt sein, denn die Gebeine des Cervantes, Lope de Vega, Murillo, Velasquez u. a. sind nirgends zu finden, und weniger Bedeutende hat man auf Reklamation der Geburtsgemeinden wieder herausgeben müssen. Wünschen wir Spanien große Männer, das Land hat sie in mehr als einer Beziehung dringend nötig.

Nach Sevilla! Wer schaute nicht entzückt früh beim Erwachen im Nachtexpreßzug hinaus auf Andalusiens wohl bebaute, üppig grünende Felder, auf das weite Flachland, das Gott noch jetzt, im Gegensatz zu dem verödeten Kastilien, mit Fruchtbarkeit überschwänglich gesegnet! Und wie anders die Menschen hier! Statt der wortkargen, bigott finsteren Kastilier diese regsamen, sangesfreudigen, schönen Andalusier, in deren Adern wohl, sehr zu ihrem Vorteil, viel maurisches Blut fließt.

Wer Schönes sucht, sollte in Cordoba nur zum Besuch der wunderbaren Moschee Halt machen, die deshalb aus maurischer Zeit erhalten blieb, weil man sie zur christlichen Kathedrale einrichtete. Mit ihren 850 Säulen macht sie auf den Eintretenden den Eindruck schier endloser Größe, und man ist um so überraschter, als man hinter der hoch umschließenden Zinnenmauer, ja selbst beim Durchschreiten des gewaltig großen, orangenduftenden Vorhofes solche Herrlichkeit nicht hat ahnen können.

Sevilla. Wer sie gesehen die gottgesegnete Stadt, kann nur mit Entzücken an sie zurückdenken. „Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla" = „Wer nicht Sevilla gesehn, sah noch kein Wunder", lautet ein begreifliches spanisches Sprichwort. Darum entwickelte sich die Stadt auch bei den schönheitsbegeisterten Mauren zu hoher Blüte, zumal bei dem geringen Gefälle des gelbflutenden Guadalquivir die Flut des Meeres bis hierher reicht, und große Seeschiffe durch sie in den Hafen von Sevilla gelangen können. Enge Gassen umfangen uns alsbald bei der Fahrt vom Bahnhof, aber welch seltsam fremdes Bild! Noch die mit vorspringenden Gittern versperrten Fenster, wie um den Frauen verstohlene Blicke ins Freie, aber keine Freiheit zu gönnen, noch überall die flachen Dächer mit kleinem Aufbau, wie um Allah dort unter freiem Himmel die vorgeschriebenen Gebete zu bringen. Und durch jeden Hausflur fast der Blick auf einen sonnigen, palmengeschmückten Innenhof, darauf die Parterre-Zimmer, wie in Pompeji, und auf entsprechende Galerien die Zimmer der oberen Etagen münden. Alle Schönheit seiner Häuser wie Paläste und Moscheen verlegt ja der Maure auf das Innere. Waren es wirklich schon 650 Jahre, seit die Mauren fortgezogen?

Ganz und gar nicht entspricht dem fröhlichen, südspanischen Charakter die düstere Kathedrale, die widerhallte vom eintönigen Wechselgesang. Gitter sperren den Chor, darin die Priester sangen, sperren die einzelnen Seitenkapellen ab, als fürchte man die Andächtigen, oder als sei ihre, den hochhängenden Kruzifixen und Heiligenbildern dargebrachte Verehrung möglicherweise identisch mit dem Wunsche, die frommen Heiligtümer zu besitzen. Sachverständige rühmen einstimmig die „majestätische Einfachheit" und die wunderbar innegehaltene Harmonie des ungeheuren fünfschiffigen Baues, wissen die 75 Glasgemälde der Fenster der Reihe nach als Meisterwerke zu preisen. Uns protestantische Nordländer drängt es bald wieder hinaus, wo die Sonne lacht und die Menschen fröhlich sind; hinauf also auf den treppenlosen, in schräger Ebene zu besteigenden Turm, dessen breite Fenster, je höher man gelangt, immer entzückender Sevilla mit seiner paradiesischen Umgebung schauen läßt. Dort kann man lange stehen und sich nicht satt sehen an all der Herrlichkeit.

Wenn die Kathedrale die großartigste Sehenswürdigkeit Sevillas, so ist der Alkazar mindestens die schönste und interessanteste. Das ist ein maurischer Königspalast, der die Eigentümlichkeit hat, daß nie Mauren darin gehaust, denn Peter der Grausame und Heinrich II. erbauten ihn anstelle eines in Trümmer gesunkenen und Isabella, Karl V. und viele Nachfolger erweiterten ihn, als wollten sie den erbarmungslos vertriebenen arabischen Eindringlingen durch Nachahmung ihrer Kunst Gerechtigkeit widerfahren lassen. Und in der Tat, ergreifend ist es, mit welcher Pietät die unduldsamen Glaubenseiferer diese unchristliche Kunst nachgeahmt, daß man beim Durchschreiten des Patio de las Banderas, der von dünnen Säulen getragenen Hallen und Höfe des Palastes, beim Betrachten der seltsam verschlungenen Arabesken, mit denen in endloser Abwechselung alle Wände geschmückt und völlig ausgefüllt sind, immer versucht ist zu glauben, hier haben Maurensultane residiert. Vielleicht auch bestimmte ursprünglich Frauenlaune die Anlage dieses Maurenpalastes, denn der Begründer, Peter der Grausame, baute die herrlichen Hallen und den von ihnen umschlossenen, noch jetzt in seiner Blütenpracht und seiner Wasserkünste reichen Abwechselung sorgfältig erhaltenen Park für die von ihm abgöttisch geliebte Maria de Padilla.

Merkwürdig ist auch das Hospital de la Caridad, erbaut von einem bußfertig gewordenen Wüstling und in seiner Kirche geschmückt mit herrlichen Bildern Murillos (Speisung der 5000 ꝛc.). Mehr interessiert sich das Publikum für die grauenhaften Kunstverirrungen Leals, der verwesende Leichname dargestellt. K. Rörig.

Vom Büchertisch.

Hans Oswald. „Die Bekämpfung der Landstreicherei." 278 Seiten. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart 1903.

Das Buch wendet sich an alle, die beruflich mit dem Wanderleben zu tun haben: an Bürgermeister, Pastoren, Justizbeamte, Verwaltungsbeamte höheren und niederen Grades, an die Organe der Gewerkschaften und Wohltätigkeitsvereine, an Politiker und Gemeindeverordnete — und dazu an alle, denen schon ein Mensch eine offene Hand hingehalten. In der Tat muß die Vagabundenfrage jedem, der sein Vaterland liebt, auf der Seele brennen. In seinem Referate über „die Reform des deutschen Strafrechts im Lichte evangelischer Sozialpolitik" (Ev. soz. Kongreß 1903) stellte Geh. Justizrat Prof. D. W. Kahl fest, „daß im Jahre durchschnittlich mehr als zwei Millionen wandernde Gesellen auf deutschen Landstraßen auf der Walze umherziehen". Und es ist einfach eine Tatsache, daß wir es hier mit der untersten sozialen Schicht zu tun haben, aus welcher das gewerbs- und gewohnheitsmäßige Verbrechertum herauswächst. Welche Schädigung unseres Nationalvermögens! Welche Einbuße an nationaler Kraft! Welche beständige Gefahr für die Jugend und damit zugleich für die Zukunft unseres Vaterlandes! Es muß etwas Gründliches zur Bekämpfung der Landstreicherei geschehen. Aber was? Bei aller Anerkennung dessen, was von seiten der Inneren Mission auf diesem Gebiete geleistet worden ist, darf doch nicht verkannt werden, daß durch christliche Liebestätigkeit allein dem Übel nicht beizukommen ist. Hans Oswald, der selbst als Goldschmiedgeselle lange Zeit gewandert ist und alle einschlägigen Fragen gründlich studiert hat, gibt in seinem Buche eine Darstellung und kritische Beleuchtung alles dessen, was zur Bekämpfung der Landstreicherei bislang geschehen ist. Seine Kritik und positiven Vorschläge sind sachlich und wirken meist überzeugend. Wir begreifen, daß selbst in unserem Zeitalter des Verkehrs ein freiwilliges Wandern aus Bildungs- und Auffrischungsgründen sein gutes Recht behält und als eine Art Hochschulzeit wünschenswert bleibt, daß aber gegen das unfreiwillige, durch Arbeitslosigkeit verursachte Wandern mit aller Entschiedenheit anzukämpfen ist. Daß die Losung in diesem Kampfe sein muß, den Quell der Wanderbettelei und Landstreicherei zu verstopfen, während man sich bislang in der Hauptsache auf den vergeblichen Versuch beschränkt hat, ihren Strom aufzusaugen, leuchtet ein. Die Vorbeugungsmittel würden kaum kostspieliger und dabei doch viel wirksamer sein als die bisherigen Fürsorgeeinrichtungen und Strafvollziehungen. Da sie aber keinesfalls von heute auf morgen entstehen können, müssen die Fürsorgeeinrichtungen weiter ausgebaut und im einzelnen mannigfach reformiert werden. Daß sich Oswald nicht auf solche allgemeine Ausführungen beschränkt, sondern bestimmte Vorschläge macht und sie gut begründet, versteht sich ganz von selbst. Ich verrate über sie absichtlich nichts, denn meine Buchbesprechung soll die Lektüre des Buches selbst nicht überflüssig machen, sondern im Gegenteil zu ihr dringend einladen. In einem besonderen Artikel auf die behandelten Fragen einzugehen, behalten wir uns ausdrücklich vor. Auch sei auf einige andere Veröffentlichungen Oswalds bei dieser Gelegenheit ausdrücklich hingewiesen: „Vagabunden", ein halb autobiographischer Roman aus dem deutschen Landstreicherleben. Berlin 1900. Verlag Br. Cassirer; „Die Tippelschicksе", Bühnenscene aus dem Vagabondenleben. Berlin 1901. Verlag Th. Manhofer Nachf.; „Verworfene", eine Sammlung von Erzählungen. Berlin 1902. Verlag Julius Bard; „Lieder aus dem Rinnsteine", bei Karl Henkell & Co., Leipzig und Berlin 1903. C.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 16.

Bremen
Berlin.

16. April 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Gibt's unfehlbare Lehrentscheidungen in der evangelischen Kirche? — Ein kirchlich-liberales Laienprogramm. Baden. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Gibt's unfehlbare Lehrentscheidungen in der evangelischen Kirche?

Die „Chronik der Chr. W." veröffentlicht in Nr. 14 die Entscheidung des preußischen Oberkirchenrates in Sachen der Bestätigung Pastor Frankes in Liegnitz, eine Entscheidung, die geeignet ist, auf weite Kreise der evangelischen Kirche verwirrend zu wirken, weil sie den Anschein erweckt, als habe der preußische Oberkirchenrat zusammen mit dem Generalsynodalvorstande das Recht, zu entscheiden und festzustellen, was evangelischer Glaube sei, und damit zu bestimmen, wer Christ sei und wer nicht. Es kann und darf das nicht im Sinn des evangelischen Oberkirchenrats der preußischen Landeskirche gelegen haben, und um in dieser ernsten Zeit, wo es vor allem der protestantischen Klarheit im unbedingten Gegensatz zu Rom bedarf, einer Verwirrung der protestantischen Begriffe zu wehren, erklären wir der Gemeinde im Anschluß an die entscheidenden Sätze jenes Erlasses folgendes:

Die günstige Entscheidung für Pastor Franke ist neben anderen Erwägungen herbeigeführt worden durch eine aus eigenem Antrieb von Pastor Franke am 5. November v. Js. eingereichte Erklärung, in welcher er versichert, daß er

1) In keiner Weise die biblische Lehre von der Wiederkunft Christi bestreiten, aber jeden Chiliasmus ablehne,

2) den Offenbarungscharakter der Heiligen Schrift für unbestreitbar und in ihr die alleinige Grundlage aller Lehren sehe, nur die Verbal-Inspiration ablehne,

3) die Lehre von der Gottheit Christi durchaus vertreten will und daß

4) die Persönlichkeit Gottes ihm unbedingt feststehe.

Dazu ist aus oben angeführten Gründen zu bemerken:

1) Daß die Lehre von der Wiederkunft Christi, ganz abgesehen davon, daß es in der Theologie streitig ist, ob Jesus sie selbst verkündet, oder ob sie aus späteren Anschauungen auf ihn übertragen worden ist, selbst, wenn er sie verkündet, diese Lehre zu den zeitgeschichtlich zu verstehenden Anschauungen gehört, die mit dem von ihm gedachten Weltbilde der Vergangenheit angehören, die also zu den Bestandteilen christlicher Lebens- und Weltanschauung gehören können, aber nicht gehören müssen. Wer an die Wiederkunft Christi in irgend einer Gestalt nicht glaubt — kann dennoch ein Christ sein.

2) Daß die Christengemeinde die Heilige Schrift als den Urquell ihres Glaubens und Lebens, als das klassische Zeugnis ursprünglichster Art ihres Wesens erkennen und anerkennen wird, ist selbstverständlich. Bei ihrer Entstehung aber eine besondere Aktion Gottes im Unterschied von allem anderen Handeln göttlicher Majestät anzunehmen, wie es der Sinn jener Äußerung sub 2 zu sein scheint, gehört nicht zu den wesentlichen Eigentümlichkeiten des Christen. Auch der, der die Bücher der Heiligen Schrift nach ihrer Entstehung in eine Linie stellt mit anderen Geisteswerken der Menschen, kann ein Christ sein.

3) Der Ausdruck Gottheit Christi ist so vieldeutig und in der Geschichte der Kirche so verschieden gedeutet worden, daß aus dem kurzen Satz sub 3 nicht zu ersehen ist, in welchem Sinne Herr Pastor Franke diesen Satz ausgesprochen und in welchem Sinne der preußische Oberkirchenrat sich mit diesem Satze einverstanden erklärt hat. Für uns ist u. a. maßgebend, daß nach dem Zeugnis des ältesten Evangeliums (Marcus Kap. 10, Vers 18.) Jesus selbst erklärt: Was heißest du mich gut?, Niemand ist gut, denn der einige Gott (vgl. auch Matth. 19, 17), daß also Jesus selbst sich von der Vollkommenheit Gottes ausgeschlossen und unter ihn gestellt hat, für sich selbst also die Gottheit ablehnt, wofür sogar im Johannes-Evangelium noch eine Erinnerung sich findet: Johannes, Kapitel 14, Vers 28: Der Vater ist größer als ich! Danach kann auch der, der in der Lehre von der Gottheit Christi den Versuch vergangener Zeiten, sich die Persönlichkeit Jesu zu deuten und seine Wirkung zu beschreiben, sieht, in ihm selbst aber nicht die Gottheit, sondern den Menschen sieht — ein Christ sein.

4) Wenn Herr Pastor Franke sagt, „daß die Persönlichkeit Gottes ihm unbedingt feststeht", so entspricht das einem unmittelbar religösen Gefühl. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß Männern, die doch als fromme Christen gelebt haben und gestorben sind, wie Biedermann und Schleiermacher, dem doch auch Mitglieder der Kirchenbehörde jetzt in Berlin ein Denkmal setzen werden, beim Sinnen und Forschen über Gottes Wesen und bei den Gedanken an seine Unendlichkeit, der Ausdruck „Persönlichkeit Gottes" ungenügend erschien, daß also einer, dem nicht immer und „unbedingt die Persönlichkeit Gottes" feststeht — Christ sein kann.

5) Christ sein heißt sein Leben führen in der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten, wer das will und darum sich müht, der ist ein Christ, ob er den oben genannten theoretischen Sätzen zustimmt oder nicht; wer das nicht will und darum nicht sich müht, der ist kein Christ, wenn er auch allen jenen Sätzen unbedingt zustimmt.

6) Darüber aber, ob einer solches will und sich bemüht, ist in solchem Glaubens-Liebesleben, kann nach protestantischem Recht keine irdische Behörde entscheiden, nur der Mensch selbst und Gott.

Dies zur Beruhigung solcher, die in ihrem protestantischen Gewissen etwa durch einen falschen Schein, den der genannte Erlaß des preußischen Oberkirchenrats haben kann, beunruhigt worden sind.

Schließlich sei bemerkt, daß der Erlaß durch seine klare sachliche Sprache, durch sein freundliches Eingehen auf die Gedanken des Beklagten und sein weitherziges Verständnis derselben erfreulich ist und eine Gewähr für die preußische Kirchenleitung unter dem neuen Präsidenten Dr. Voigts bieten kann, daß sie nicht beabsichtigt, sich als Büttel einer gewissen Partei zur Durchsetzung ihres Parteiprogramms mißbrauchen zu lassen.

Ein kirchlich-liberales Laienprogramm.

Baden.

Man hat es oft erlebt, daß orthodoxe Laien auf dem Plan erschienen sind, um innerhalb der evang. Gemeinde

hre Ideen in Praxis umzusetzen. Diesmal ist zu erfrischender Abwechselung Ähnliches über liberale Laien zu berichten. In Mannheim, der Stadt der Kaufmänner, die sonst ihr Herz mehr irdischen Dingen hinzugeben pflegen, ist schon seit einiger Zeit eine sehr erfreuliche kirchliche Bewegung bemerkbar. Sie äußert sich in kirchlicher Organisation, kirchlicher Bautätigkeit, in Veranstaltung theologischer Vortragscyklen u. a. m. Es sind aber die kirchlichen Liberalen, die dabei an der Spitze stehen, und es ist ihr aufrichtiges Bestreben, das kirchliche Leben auszudehnen, die breiten Massen wieder dafür zurück zu gewinnen. Das wäre nicht möglich, wenn diese Kirchlichliberalen nicht von einem warmen religiösen, christlichen Geist erfüllt wären und sich von dem Glauben daran geleitet wüßten, daß auch in der Menge der religiös mehr oder minder Gleichgültigen das noch vorhandene religiöse Leben vertieft werden könnte, wenn man es geschickt anzufangen weiß.

Die organisierte badische Landeskirche hat es bisher ganz gewiß nicht an Versuchen fehlen lassen, den Sinn für Christentum im allgemeinen und für die evang. Kirche insbesondere zu pflegen und zu kräftigen. Welches ist der Erfolg gewesen? Ein verschwindend kleiner. Warum? Ohne Zweifel z. B. deswegen, weil der „Geist der Zeit" nun eben einmal nach einer anderen Richtung hingezogen und auch dem pflichtbewußtesten Arbeiten die schwersten Hindernisse in den Weg gelegt hat. Zu einem anderen Teil hat es aber doch wohl auch darin seinen Grund gehabt, daß, wie auch sonst in der Christenheit, zu viel „alte Methoden" herrschten und zu wenig „neue Bahnen" eingeschlagen wurden. Welches allgemein brauchbare neue Bahnen sind, darüber ist ja noch keine Einigkeit hergestellt. Aber deswegen verdient es doch alle Anerkennung, wenn überhaupt jemand sich hervor wagt und auf Punkte hinweist, an denen die bessernde Hand vielleicht angelegt werden könnte.

Die Mannheimer Laien haben nun folgende Punkte genannt, die nach ihrer Ansicht der Oberkirchenrat der Generalsynode zur Beschlußfassung vorlegen soll:

1. Die durch die Generalsynode von 1855 ausgesprochene „volle Anerkennung der Geltung" der Bekenntnisschriften ist keine obligatorische, und ist der Bekenntnisstand so zu erweitern, daß auch eine Lehre, die dem heutigen Stand der „wissenschaftlichen Kultur" entspricht, ihr volles Recht hat.
2. Der zwangsweise Gebrauch des Apostolikums ist aufzuheben, eventl. der Gebrauch einer ähnlichen Formel wie in VI angeführt, zu gestatten.
3. Der Katechismus wird aus der Volksschule entfernt und durch einen Religionsunterricht, wie die kirchlich-liberale Vereinigung ihn in Vorschlag gebracht hat, ersetzt.
4. Der Gebrauch einer neueren Bibelübersetzung ist im Gottesdienst wie in der Schule neben der überlieferten Bibelübersetzung zu gestatten.
5. Eine den heutigen Anforderungen der Hygiene entsprechende Änderung in der Darbietung des heiligen Abendmahls ist zu erstreben.

Die Väter dieses Antrages haben aber ihre Forderungen durchaus nicht mit dem naiven Lächeln der Unwissenheit oder Unwissenschaftlichkeit in die freie Luft gehängt, sondern ihnen eine erhebliche geschichtliche und theologische Grundlage verliehen. Wenn wir in Baden etwas unternehmen, was kirchliche Entwicklung bedeutet, befinden wir uns überhaupt auf einem Wege, den unsere Vergangenheit uns gezeigt hat. Denn glücklicherweise und Gott sei Dank waren bei uns die Dinge schon seit mehr als einem Jahrhundert in einer kräftigen Bewegung „nach vorwärts". Wir haben sogar schon einmal eine Generalsynode erlebt, die die „Gleichberechtigung der Richtungen" zu einem wichtigen Beschluß erhob. Leider ist dieser Beschluß damals vom Landesbischof nicht unterzeichnet worden und hat demnach keine gesetzliche Gültigkeit erlangt. Dafür aber erfreuen wir uns seit dem Jahre 1797 so weitherziger Bestimmungen über die theologische Freiheit der Geistlichen, daß bei uns kaum jemand wegen seiner wissenschaftlichen Stellung angefochten werden kann, ferner hat die Unionsurkunde des Jahres 1821 die Geltung der Bekenntnisse derartig formuliert, daß eigentlich und tatsächlich die „freie Forschung in der Schrift" über den Bekenntnissen steht. Und unser gegenwärtiger Katechismus bietet eine solche „Auslegung" verschiedener dogmatischer Punkte, daß durch die Auslegung der wirkliche Sinn glatt abgeschafft ist. Ja, sogar die Agenda ist sehr liberal, indem sie das Apostolikum in dem einen Taufformular nur „referierend", d. h. als geschichtliche Erinnerung anbringt, und im Formular für die Nottaufe, d. h. also für Fälle, in denen es eilt, enthält sie es überhaupt nicht, womit seine Entbehrlichkeit eigentlich zugegeben ist.

Vergegenwärtigt man sich dies und ähnliches, so sind die Mannheimer Anträge dem Inhalt nach also durchaus nichts so Außerordentliches. Sie nehmen die Vergangenheit zur Bürgschaft dafür, daß man auch jetzt noch freiheitliche Veränderungen unternehmen darf in der Überzeugung, der Kirche einen Segensdienst damit zu leisten. Es sind denn auch die Forderungen mit Hinweisen auf die Geschichte unserer Kirche gestützt. Die Hauptbegründung aber ist die, daß 1) die Gedanken der liberalen theologischen Wissenschaft tatsächlich in die breiten Massen des Volkes vorgedrungen sind, und daß 2) praktisch für die Kirche nur dann etwas erreicht werden kann, wenn man dieser Tatsache Rechnung trägt. Die Mannheimer Forderungen machen also mit dem „undogmatischen Christentum" kirchenpolitischen Ernst. Sie wollen dem, was ein bereits dem Geiste nach herrschender Zustand ist, auch Gesetzeskraft verleihen. Dabei wollen sie aber die Gesamtlandeskirche so wenig in Aufregung bringen, daß sie nur für Mannheim selbst durchgeführt sein wollen. Offenbar um an einem augenfälligen Beispiel zu zeigen, daß die geplante „Freiheit in der Kirche" kein Schaden, sondern ein Segen ist.

Die bisherigen orthodoxen Preßäußerungen haben sich zu einer gerechten Würdigung der Mannheimer Anträge im großen und ganzen nicht aufzuschwingen vermocht. Eine Stimme, eine ganz junge, hat sogar gemeint, sie mit Spott abtun zu können. Traurig genug für den Spötter. Über ernst gemeinte Gedanken ernster christlicher Männer spottet nur die religiöse Einbildung und die theologische Unwissenschaftlichkeit. Es wird über die ganze Sache später mehr zu sagen sein, wenn sich mehr ein Gesamtüberblick ermöglicht.

Nachrichten.

Protestantisches.

(Baden). Durch den Mannheimer Kirchen-Gemeinderat hat die kirchlich-liberale Vereinigung in Mannheim an den Oberkirchenrat zur Vorlage an die Generalsynode folgenden Antrag gerichtet. Vergleiche den Artikel „Aus Baden".

Hoher Oberkirchenrat wolle den Inhalt dieser Eingabe einer geneigten Kenntnisnahme und Erwägung unterziehen und dann bei der diesjährigen Generalsynode die verfassungsmäßige Festsetzung folgender Bestimmung beantragen, die in Zukunft für die evangelisch-protestantische Gemeinde Mannheim gesetzmäßig Gültigkeit haben sollen, wodurch alle früheren hiermit nicht übereinstimmenden kirchenrechtlichen Bestimmungen der vereinigten evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden für die evangelisch-protestantische Gemeinde Mannheim außer Wirksamkeit gesetzt werden.

1. Die durch die Generalsynode von 1855 ausgesprochene „volle Anerkennung der Geltung" der Bekenntnisschriften ist keine obligatorische.
2. Der Bekenntnisstand wird so erweitert, daß auch eine Lehre, die dem heutigen Stand der „wissenschaftlichen Kultur" entspricht, ihr volles Recht hat.
3. Der Gebrauch des Apostolikums ist fakultativ, event. ist der Gebrauch einer ähnlichen Formel, wie oben angeführt, zu gestatten.
4. Der Katechismus wird aus der Volksschule entfernt und durch einen Religionsunterricht, wie die kirchlich-liberale Vereinigung ihn in Vorschlag gebracht hat, ersetzt.
5. Der fakultative Gebrauch einer neueren Bibelübersetzung ist im Gottesdienst wie in der Kirche gestattet.

6. Reform des Abendmahls (siehe gleichnamige Schrift von Professor Bassermann, Tübingen, Mohr 1904. 16. Brief: „Ansteckungsgefahr und Ekel").

Der Kirchengemeinderat der evang.-protest. Gemeinde Mannheim.

Für die „ähnliche Formel", die fürs Apostolische Glaubensbekenntnis gebraucht werden soll, ist etwa folgender Inhalt angenommen:

1. Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden.

2. Ich glaube an Jesus Christus, unsern Erlöser, den Gottessohn, der uns zur Gotteskindschaft, den Menschensohn, der uns zur Menschlichkeit führt, den Herrn und das Haupt seiner Gemeinde.

3. Ich glaube an den heiligen Geist, den Geist Gottes in der Menschheit, den Geist Christi in der Christenheit, der uns heiligt, einigt und das ewige Leben gibt (verbürgt).

Begründet wird der Antrag mit dem Bedürfnis nach größerer Bewegungsfreiheit und mit der Hoffnung, eine „freudige Anteilnahme weiterer Kreise an unserer Kirche" durch die gesetzliche Anerkennung des Rechts des „undogmatischen Christentums" in Lehre, Predigt, in den Gebeten, im Schulunterricht und seinen Lehrbüchern herbeizuführen. Im Interesse der Kirche soll die Gleichberechtigung der Richtungen, die schon 1867 von der Majorität der Generalsynode beschlossen, aber vom Großherzog nicht genehmigt worden war, nunmehr von der kommenden Generalsynode wiederum beschlossen werden.

Römisches.

Kopp oder Korfanty? Wer ist der Sieger? Fast ist's wie ein Rätselspiel in der Presse seit dem Beuthener Prozeß. Fürstbischof Kopp hatte vor den Wahlen einen Hirtenbrief an seine oberschlesischen Diözesanen erlassen, in dem er vor der großpolnischen Agitation und Presse warnte mit dem Hinweis, der sei kein guter Katholik, der solche Presse lese und auf solche Agitation sich einlasse. Das hatte die Geistlichkeit zu äußerster Anstrengung angespornt und ein oberschlesisches Polenblatt, das im Sinne des jungen Führers der Polen, Korfanty, arbeitet, konnte Dinge über diese Agitation berichten, die zwar den Kenner der Wahlagitation durch römische Geistliche kaum überraschen konnten, dem Fürstbischof Kopp aber höchst unangenehm waren. Er ließ den Redakteur des Polenblattes verklagen und dieser ließ nun durch Zeugenaussagen unter dem Eide seine Gewährsmänner die Mitteilungen des Blattes öffentlich bestätigen, Verweigerung der Absolution wegen Aufnahme eines Polenagitators, Verweisung aus der Kirche, eine Predigt, in der der Zentrumsabgeordnete Letocha als Christus, der Polenkandidat als Barrabas bezeichnet sein soll und andere erbauliche Dinge mehr — und siehe da: Fürstbischof Kopp zog seinen Strafantrag vor Beendigung der Verhandlung zurück — weil Korfanty Abbitte geleistet habe. Daß dem so sei und Kopp nur als der Mächtigere großmütig verziehen habe, das zu glauben ist die ultramontane Presse entschlossen. Andere meinen freilich, und wir können ihnen das nicht verdenken, daß zu dem großmütigen Entschluß des Fürstbischofs die oben gekennzeichneten Aussagen der Beichtkinder über ihre Seelenhirten ein Beträchtliches beigetragen haben, weil doch wohl im Breslauer Dompalast das helle Licht, das über die römische Seelsorge in Wahlzeiten sich ausbreitete, peinlich empfunden wurde. Auch die Zentrumskorrespondenz ist entsetzt über die Offenbarungen dieses Prozesses. Die „Kölnische Volkszeitung" verbittet sich die Mitarbeit des Klerus bei den Wahlen. (Na, na! Die Red.) Wir können uns nicht freuen, daß wir für unsere Behauptung, daß in der römischen Kirche Kanzel und Beichtstuhl zu Wahlzwecken mißbraucht werde, nunmehr einen auch römischen Gemütern einleuchtenden Beleg bekommen haben, wir hoffen, daß die römischen Bischöfe eine Lehre ziehen werden aus den Vorgängen, denn auch uns muß es jammern, daß eine christliche Kirche, dafür wird die römische doch noch von vielen gehalten, so ihres Amtes waltet, daß die Feinde des Christentums Anlaß zur Freude und zur Schmähung des Christentums haben. — Inzwischen erscheinen Erklärungen der angegriffenen Pfarrer, die diese wohl vor dem Gericht werden vertreten müssen, weil die Aussagen, die sie zu widerlegen versuchen, unter dem Eide geschehen sind.

Ausland.

(Österreich.) Für die evangelischen Gemeinden Böhmens hat die Hamburger Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins im Oktober vorigen Jahres eine besondere Hülfsaktion beschlossen. Innerhalb dreier Jahre haben die aus der Los von Rom-Bewegung herrührenden Gemeinden eine stattliche Reihe von Kirchen erbaut; die Evangelischen im Reich haben es an Ermutigung dabei nicht fehlen lassen, auch wacker mitgeholfen, jetzt stehen die Gotteshäuser fertig, aber die allermeisten noch mit schwerer Bauschuld belastet, die den jungen Gemeinden viel Not macht. Jeder, und sei es auch der kleinste Zweigverein der Gustav Adolf-Stiftung soll fünfzig Mark liefern, so lautet der Beschluß; er setzt aber voraus, daß alle kräftigeren Vereine eine ungleich höhere Summe liefern sollen, sonst könne dieses Baugeld nicht abgetragen werden. Die allermeisten jener Kirchenbauten gehen durchaus nicht hinaus über das Maß dessen, was anderwärts gebräuchlich ist; wenn wirklich ein paar Gemeinden teuer gebaut haben, so galt es, so hat es gegolten an Österreichs wichtiger Stätte zu bauen, wie in Klostergrab. Eine andere, die größte der Übertrittsgemeinde, Turn bei Teplitz, hat mit größeren Mitteln ihren Bau begonnen. Sie bedarf vor allem der Hülfe, wird sie doch augenblicklich von dem Feinde bedroht, wie keine andere Gemeinde, hat man ihr doch sogar ihren Pastor genommen, den unermüdlich tätigen Paul Klein, der seit Jahren dort treu seines Amtes gewaltet hat. Die Behörde, die ihn zu schützen gehabt hätte, der evangelische Oberkirchenrat in Wien, hat ihn — im Stich gelassen. Aber nur um so eindringlicher mahnt uns dieser Vorgang der letzten Tage einzutreten für die Not der Gemeinden der Los von Rom-Bewegung. Das Werk, das fröhlich begonnen hat, dürfen wir nicht im Stich lassen. Wir dürfen nicht vergessen, daß jene Gemeinden in zwei, drei Jahren dasselbe haben leisten müssen, was unsere Diasporagemeinden etwa in der deutschen Ostmark in fünfzehn Jahren zu erreichen pflegen. Wir wollen nur daran erinnern, daß es für die allermeisten der Übergetretenen der Übertritt mit persönlichen Opfern verbunden ist, ganz abgesehen von den maßlosen Gehässigkeiten, mit denen sie von den Gegnern behelligt werden. Aber freilich darin stählt sich gerade die neugewonnene Überzeugung. Diese Gemeinden sind es wert, daß man ihnen helfe. Der Berliner Gustav Adolf-Verein bittet Gaben zu senden an seinen Schatzmeister E. Gehricke, Berlin C., Prenzlauerstr. 35. Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht!

(Frankreich.) Das evangelische Diakonissenwerk. Im „Protestantenblatt" (1903, Nr. 52) hat Prof. Zimmer-Zehlendorf die beiden Hauptrichtungen des deutsch-evangelischen Diakonissenwesens skizziert und hoffentlich auch in unseren Kreisen das Verständnis für seine weittragenden Gedanken gemehrt. Seine Unternehmungen für die Frauenwelt sind bereits eine Erlösung für viele geworden. Und es handelt sich um ein evangelisches Werk, das „in der Luft liegt". Tausende evangelischer Mädchen, die sich in die festen, katholisierenden Formen der Diakonissenhäuser nicht mehr einfügen lassen mögen, finden auf dem freien Boden des „Diakonievereins" die Betätigung, wonach ihr Geschlecht verlangt. Das erfahren auch die Freunde des Diakonissenwesens in der evangelischen Kirche Frankreichs. Pastor Hoffet, Leiter der „Institution des diaconesses" in Paris (95, Rue de Reuilly) läßt es in seinem Bericht (1903) erkennen, daß er „für die gegenwärtige Lage der Frau, für die gerechten Forderungen der modernen Frauenbewegung" einen offenen Sinn hat (S. 12). Jeder Gedanke an ein protestantisches Nonnenwesen wird gerade „im Gegensatz zu manchen deutschen Diakonissenhäusern" abgelehnt. Sein Haus soll „in der evangelischen Kirche den Dienst der christlichen Frau anregen und ausgestalten". In allen Gemeinden von Stadt und Dorf sollen Diakonissen neben dem Pastor wirken. Zur Zeit sind nur 89 Schwestern vorhanden. Zur Verwirklichung dieser Idee fehlen also in Frankreich wie überall gerade die Diakonissen, zumal die gebildeten, welche Lust zur Arbeit haben. Welche große, religiöse und kulturelle Aufgabe könnten sie im

modernen Frankreich lösen helfen, wo der Boden gerade auf ihre Bestellung zu warten scheint. Die Nonnen sind in Mißkredit; da sollte die freie Protestantin dem gottlosen Franzosen die Kraft der Religion demonstrieren. Ja, sollte es unter einem Combes, im Lande Bourriers und Loisys unmöglich sein, nach Zimmerschen Grundsätzen auf christlicher, aber interkonfessioneller Basis einen Diakonieverein zu schaffen, der das Freiwilligenjahr für Mädchen mit gehobener Bildung in die Wege leitet? Eine nationale Parole könnte das Bindeglied werden. Und die Familien aller derer, welche jetzt für die Beseitigung der Kongregationen stimmten, würden das Personal stellen. Franzosen haben uns schon für manchen großen Zug Bewunderung abgezwungen. In unseren Tagen erwacht bei ihnen das religiöse Problem in ungeahnter Gestalt. An der Lösung muß die Frau beteiligt sein, und zwar durch praktische Arbeit. Einsichtige Leute sind genug da, die das widerwärtige Paradieren und Kokettieren der vornehmen Frauen auf den Wohltätigkeitsbazaren verabscheuen und statt dessen einen gesunden Feminismus wünschen. Wo ist der weit- und warmherzige Mann, der die moderne Form schafft, in der die Religion der Liebe sich durch die werktätige Liebe als eine Kraft Gottes erweise? —

Vereine und Versammlungen.

Berliner liberale Pastoralkonferenz.

Montag, den 25. April. 6 Uhr nachmittags, **Architektenhaus,** Wilhelmstr. 92/93, Saal C. Tagesordnung: Eröffnung. Referat: **Die Predigtvorbereitung.** Referent: Prediger D. Kirmß. Debatte. Nach Schluß der Verhandlungen zwangloses Beisammensein. Theologen im Kirchen- oder Schulamt und Kandidaten sind als Gäste willkommen. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich.

Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.

Die immer größer werdende Beliebtheit, deren sich unsere

Wartburgstimmen

Monatsschrift für deutsche Kultur

in allen gebildeten Kreisen Deutschlands und auch des Auslandes erfreuen, hat uns veranlaßt, dieselben vom 1. April ab zur

Halbmonatsschrift

zu erweitern. — In Verbindung hiermit haben wir auch innerlich mehrere Veränderungen vorgenommen; so geben wir jedem Hefte einen novellistischen Beitrag, wobei wir die kulturhistorische Novelle oder feine Erzählungskunst fördern werden.

Auch fühlten wir bei Beginn des zweiten Jahrganges die Pflicht, unsere Weltanschauung mehr wie zuvor als Maßstab anzulegen an das Leben der Gegenwart und deshalb haben wir Persönlichkeiten berufen, die auf religiösem, künstlerischem, staatspädagogischem und kulturpolitischem Gebiete in jedem Hefte eine Umschau einführen werden.

Dieselbe soll weniger den Charakter der Berichterstattung tragen, als vielmehr die Erscheinungen der Gegenwart von unseren Grundsätzen aus beleuchten, und glauben wir hiermit den Lesern gegenüber eine notwendige Pflicht zu erfüllen.

Die „Wartburgstimmen" erscheinen nunmehr am 1. und 15. jeden Monats in einer Stärke von mindestens je 64 Seiten Text mit monatlich einer Musikbeilage.

Der Bezugspreis beträgt: vierteljährlich Mk. 4.— (6 Hefte), halbjährlich Mk. 8.— (12 Hefte) bei portofreier Zusendung. —

Das bisherige Beiheft der „Wartburgstimmen"

Neuland des Wissens

erscheint vom 1. April ab als selbständige Monatsschrift in Heften von 32 Seiten Text. — Die Hefte selbst gelangen am 15. jeden Monats zur Ausgabe.

Die leitenden Abhandlungen desselben erscheinen zugleich im zweiten Halbmonatsheft der „Wartburgstimmen".

Der Bezugspreis für „Neuland des Wissens" beträgt Mk. 1.— pro Vierteljahr (3 Hefte) bei portofreier Zusendung.

Ferner weisen wir hin auf die in unserem Verlage erscheinende

Politisch-anthropologische Revue

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 3.—, halbjährlich ℳ 6.— bei portofreier Zusendung.

Probehefte stehen auf Wunsch kostenfrei zu Diensten.

Alle Buchhandlungen und Postämter sowie der Verlag nehmen Bestellungen an.

Wir bitten, von den Buchhandlungen unsere Broschüre: „Unsere Zeitschriften und Bücher" zu verlangen, welche kostenfrei verabfolgt, auf Verlangen auch direkt zugesandt wird.

Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig. Abt.: Eisenach.

Weinhandlung

Gebrüder Hupfeld,

Frankfurt a. M., Kalbächerstr. 16,

empfiehlt **Marca Bari,** naturreiner, italienischer

Rotwein 60 Pfg.

feiner Bordeauxgeschmack (kein Süsswein), gesetzlicher Original-Verschnitt, glanzhell, mit vornehmer Art, von Kennern wiederholt auf 1.20 Mk. taxiert, in Fässern von 25, 50, 100 Liter und mehr à 60 Pfg.

Kleinere Sendung von 10 Flaschen à ¾ Liter 6 Mk. } franko.

Zahlung beliebig: Nachnahme oder Ziel gegen Referenzen. Bei Nichtkonvenienz Rücksendung innerh. 14 Tagen gestattet.

Eigene Kellerei und Gährkeller in Nierstein a. Rh.

Broschürchen über Behandlung u. Abfüllen der Weine gratis.

An Sonn- u. christl. Feiertagen ist das Geschäft geschlossen.

Deutl. geschriebene Adresse u. Angabe der nächsten Bahnstation erbeten!

Bitte sich auf diese Zeitung zu berufen.

Höchste Auszeichnungen.

Emmer-Pianinos.

Flügel-Harmoniums.

Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.

Günstigste Zahlungsbedingungen. Preisbuch gratis.

Technikum Altenburg S.-A.

für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**

Lehrwerkstätte. — Programme frei.

Staatsaufsicht.

Civis Romanus (Bremerhaven): Internat. Latein. Monatsbl. (litt., carm., polit., aenigm. etc.) 3. Jahrg. Viertelj. 1 Mk

Kohlen & Kokes

direkt ab Zeche, daher sehr preiswert, ohne Zwischenhandel; nur erste Qualität.

H. von Bötticher, Hamburg V.

Der hochverehrten Geistlichkeit von **Bremen und Umgegend** die ganz ergebenste Mitteilung, daß ich mich als

Orgelbauer

hier niedergelassen habe. Alle Arbeiten, wie **Neubauten, Umbauten, Reparaturen** und **Stimmungen** werden bei gewissenhafter Ausführung billigst berechnet.

Ernst Gehlhar,

Bremen

Wilhelmstr. 34.

Süße

Messina-Apfelsinen

per Originalkiste 100 Stück Ia. 5 ℳ, 200 Stück 9 ℳ; 150 Stück mittelgroß 5 ℳ, 300 Stück 9 ℳ; **Blutapfelsinen** 1 ℳ mehr; Postkorb (10 Pfund) 2,50 ℳ, Blut- 3 ℳ; Postkörbe franko; geringere Sorten billiger, versendet

Aug. Ahrens,

Südfrucht engros,

Hamburg, Deichstraße 12.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.